

Schwarz-Gelb

der Tag, die Stadt, das Fieber

Hrsg. Heike Wulf & Markus Veith

Leseprobe



achim albrecht

Wolfgang Thamm

Heike Wulf

Eva Ercke

Markus Veith

CBV

achim albrecht

Wolfgang Thamm

24
STADTEN

Unverkäufliche Leseprobe

1. Auflage Februar 2012

©2012 OCM GmbH, Dortmund

Gestaltung, Satz und Herstellung:

OCM GmbH, Dortmund

Verlag:

OCM GmbH, Dortmund, www.ocm-gmbh.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-942672-05-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für die fotomechanische Vervielfältigung (Fotokopie/Mikrokopie) und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

24 Stunden an einem Tag in Dortmund ...

an dem schwarz-gelb Deutscher Meister werden könnte. Was macht das mit einer Stadt? Wie bewegt Fußball eine Region, ein Land, eine Metropole? Fußball bestimmt den Alltag der Menschen in Dortmund und im Ruhrgebiet. Fußball ist in Dortmund allgegenwärtig, wird hier gelebt und geliebt. Darüber haben sich sechs Autoren Gedanken gemacht und zusammen eine Geschichte geschrieben. Jeder von Ihnen hatte vier Stunden!

Lassen Sie sich überraschen, über die literarische Auseinandersetzung mit dem Mythos Fußball, dem Ruhrgebiet, mit schwulen Fußballern, Männern und Söhnen, Haushaltshilfen und Totengräbern, guten Freundinnen und hoffnungslosen Ehen...

Seit dem Outing von Thomas Hitzelsperger hat es das Thema Homosexualität im Fußball endlich an die Öffentlichkeit geschafft. Die Autorengruppe 24 hat sich allerdings schon früher mit dem Thema beschäftigt. So ist ihr Buch „Schwarz-Gelb: der Tag, die Stadt, das Fieber“ unter anderem die Geschichte eines schwulen Mittelstürmers, der sich outet. „Schwarz-Gelb: der Tag, die Stadt, das Fieber“ – das sind 6 Autoren, jedem von ihnen gehören 4 Stunden des alles entscheidenden Tages in Dortmund, an dem Schwarz-Gelb Deutscher Meister werden kann. Die Sonne brütet, die Stadt kocht, die Menschen fiebern. An einem solchen Tag kann alles passieren. Es passiert auch ziemlich viel. Und das nicht nur auf dem Spielfeld. Denn „Schwarz-Gelb“ ist alles andere als ein typisches Fußballbuch. Neben schwulen Fußballern geht es um Väter und Söhne, zerrüttete Ehen, das Leben im Ruhrgebiet mit seinen mehr oder weniger alltäglichen Problemen und die Vorbereitung auf die wichtigsten 90 Minuten des Jahres. Nicht nur Fußballspieler und -fans besetzen hier die Hauptrollen, sondern auch Putzfrauen, Totengräber, Witwen, Rentner und Königspudel. Wen wundert es da noch, dass ständig ein schwarz-gelber Wellensittich auftaucht, der nur „Schalke“ rufen kann? Den Autoren **Achim Albrecht**, **Eva Encke**, **Silvana Richter**, **Winfried Thamm**, **Markus Veith** und **Heike Wulf** gelingt eine in sich verwobene Geschichte, die von ihren Überraschungen und ganz eigenen Charakteren lebt. Geeignet auch für Menschen ohne Kenntnisse der Abseitsregel!

Der Sohn kann nicht schlafen

Winfried Thamm

„Und am Freitag abends früh inne Falle, fit wie die Äffchen, heißt dat Motto. Ihr müsst die schwindelich spiel'n, die Klötze vonne Oberstadt. Die sind groß und breit, aber lahm wie 'ne Schildkröte. Nich' bis inne Puppen im Park rumknutschen un' strubbelich saufen. Noch Fragen?“, hatte ihr Trainer beim letzten Training noch gemahnt.

Jetzt war es nach zwölf und er schlief immer noch nicht. Er starrte die dunkle Zimmerdecke an und wartete auf das nächste Auto. Dann wanderten immer die Scheinwerferlichter als helle Fenster-Vierecke durch sein Zimmer. Erst schmale Streifen, die dann zu breiten Lichtfeldern wuchsen und hinter dem Ikearegal zu verschwinden schienen. Das Dunkel danach war noch schwärzer und er fühlte sich wie ein Held, einsam und stark, in einem abgerockten Motel im weiten Niemandsland, irgendwo im Mittelwesten der Vereinigten Staaten, mit einem Schieß-eisen neben sich, auf seinen Mörder wartend. So ähnlich hatte er es einmal in einem Film gesehen. Das gefiel ihm.

Er hieß Finn, war sechzehn und konnte nicht einschlafen. Da kam ja auch alles auf einmal: um elf sein Spiel beim FC Lütgendortmund gegen die Oberstädter Spielvereinigung. Allein das Wort „Spielvereinigung“ war schon daneben. Die waren alle auf dem Gymnasium, hatten reiche Väter, mindestens drei Paar Fußballschuhe und die Nasen ziemlich weit oben. Es ging um nichts als die Ehre. Also um alles. Er ging zur Gesamtschule, wie die meisten aus seiner Mannschaft. Finn war Torwart. Er hatte ein bisschen Angst vor dem Ascheplatz. Die Hitze der letzten Tage hatte den Boden ausgedörrt und festgebacken, wie Beton. Er würde sich polstern müssen wie ein Michelin-Männchen. Denn ein ängstlicher Torwart ist immer ein schlechter Torwart.

Sein Vater Rolf konnte zu seinem Spiel nicht mitkommen. Das war auch gut so. Väter mischen sich gerne mal ins Spiel ihrer Söhne. Da war sein Vater keine Ausnahme. Und nichts fand Finn peinlicher als das. Rolf musste ins Geschäft, hatte einen kleinen Laden an der Ecke, zusammen

mit Onkel Friedel: Obst, Gemüse, Lebensmittel, abends bis neun als Kiosk offen, damit sie über die Runden kamen, mit Bier, Chips, Zigaretten, Jägermeister und dem, was man im Supermarkt vergessen hatte; und mit sehr nackten Frauen in Heften unterm Ladentisch. Sein Vater wusste nicht, dass Finn das wusste. Er hatte eins, unterm Bett.

Rolf hatte sich bemüht, sich richtig angestrengt, und zwar früh genug und es hatte geklappt, hingehauen, funktioniert. Er hatte sie: zwei Karten, für ihn und seinen Sohn. Für das Spiel der Spiele: Schwarz-Gelb Dortmund gegen Blau-Weiß Gelsenkirchen, um halb vier, Heimspiel. Sie würden den Laden heute früher schließen, in der Stadt zusammen eine Pizza essen und dann zum Stadion fahren, er mit seinem Vater. Die Vorfreude formte seine Züge zu einem breiten Lächeln, ließ die Augen in der Dunkelheit funkeln. An Schlaf war nicht zu denken. Gut, dass er Torwart war und nicht so viel Kondition brauchte. Wenn sie gewinnen, sind sie Deutscher Meister, seine Helden in Schwarz-Gelb. Wenn sie versagen und Bayern gewinnt, war's das. Knapp daneben ist auch vorbei. Vollpfosten. Aber das durfte nicht passieren. Finn ging in Gedanken noch einmal die Aufstellung durch. Die Abwehr stand, im Sturm fehlte die erste Spitze und die Blau-Weißen hatten den besten Torhüter der Welt. Aber so nah waren sie lange nicht mehr dran gewesen, an der Schale. Die machen heute den Sack zu, bestimmt, hoffte Finn.

Und dann war da noch Julia. Wie kann eine Frau von heute nur Julia heißen. Er hieß ja auch nicht Romeo. Doch für sie würde er sich sofort umtaufen lassen. Er würde sich vor allen zum Narren, zur Lachnummer machen lassen, einen Clown nach dem anderen frühstücken, wenn es ihr nur gefiele. Doch da stand sie nicht drauf. Sie war cool und das wäre voll daneben, out-of-brain, totpeinlich; ein extrem vollkrasses Nogo, absolut. So sprach Finn gern, denn das war cool, so cool wie sie. Sie gingen miteinander, schon seit drei Wochen. Seine Kumpel machten schweinische Witze und waren picklig vor Neid. Sie waren Hand in Hand und Arm in Arm, wo sie gingen und standen und saßen, konnten nicht voneinander lassen. Sie küssten sich, auch so richtig, wenn alle dabei waren. Und sie fassten sich an, fast überall, wenn keiner dabei war. Selten genug.

Waren sie mit den anderen zusammen und redeten miteinander, waren sie unbeholfen. Die richtigen Worte fehlten noch, für so viel Gefühl.

Und sie wollten ja cool sein. Da sagt man nicht viel, besonders nichts Ehrliches. Oft sagten sie ‚geil‘, doch selten meinten sie es so, redeten über Klamotten, Computerspiele und Downloads der angesagten Bands, peinlich darauf bedacht, ja nicht die falschen cool zu finden. Sie hörten Songs über den gleichen MP3-Player, jeder einen Phone-Knopf im Ohr, ein Zeichen größter Intimität. Waren sie allein, erlebten sie sich anders. Da kamen die Worte, die sie sonst suchten, manchmal, nicht immer. Die Sätze und Geschichten über ihr junges Leben, ihre Familien, ihre Wünsche und Pläne und Träumereien kamen in Bewegung, begannen zu fließen und nahmen sie mit in ihre ganz eigene Sehnsucht nach der Welt der Erwachsenen und nach dem Erleben von Liebe, Drama und Wahnsinn, nach den Abenteuern, die noch auf sie warteten. Wenn es so war, spürte Finn, was das hieß: Glück. Und es sollte nie aufhören.

Bei solch einer Begegnung erzählte er Julia einmal von seiner Mutter. Keinem Anderen hatte er mehr über sie erzählt, als dass sie gestorben sei. Julia gestand er, dass er versuchte nicht an sie zu denken. Meistens ging das ganz gut, in letzter Zeit. Aber als sie vor fünf Jahren so qualvoll vom Krebs gefressen worden war, hatte er nicht gewusst, wohin mit seinem Schmerz. Er hatte Wut daraus gemacht, weil er diese besser kannte als den Schmerz. Manchmal hatte er durchgedreht, getobt, sein Zimmer verwüstet und den Vater angeschrien: „Warum ist sie einfach so abgehauen, einfach so weg!“ Rolf hat ihn dann in die Arme genommen, beruhigt und selbst gezittert vor Trauer. In dieser Zeit hatte er manchmal nachts ins Bett gemacht. Dann war er zusammen mit seinem Vater einmal in der Woche zur Therapie gegangen. Frau Dr. Rose hatte ihnen Hausaufgaben aufgegeben, beiden, Finn und Rolf. Sie sollten alles aufschreiben, was sie wussten, über das Leben mit seiner Mutter und wie sie es gefunden und was sie gefühlt hatten. Oft hatte das sehr weh getan, doch letztlich geholfen. Das hatte sie zusammengeschmiedet, Vater und Sohn.

Als Finn all das Julia an einem dieser glücklichen Nachmittage erzählt hatte, hatte sie weinen müssen. „Das tut mir so leid, oh mein Gott“, hatte sie geschluchzt und ihn an schlechte amerikanische Filme erinnert. „Da hast du schon richtigen Schmerz erlebt und ich kenne das nur aus dem Fernsehen.“ Finn hatte weggeschaut, so hatte er sich für sie ge-

schämt, für seine kleine dumme Freundin Julia. Nach einer Weile hatte sie ihn in den Arm genommen und alles war wieder gut gewesen, fast.

Das sind absolut die falschen Gedanken, wenn man einschlafen will, um morgen fit wie ein Äffchen zu sein, dachte er und musste grinsen.

Er kramte das Pornoheft unter dem Bett hervor und schaltete die Leselampe an. Am besten gefiel ihm „Melody“, sie war so ernst und so schön, diese tiefgründigen Augen und diese glanzroten Lippen, halb geöffnet, mit dem Hauch eines Lächelns. Für ihren Körper brauchte sie einen Waffenschein. Das, was sie da mit diesem Chromstab zwischen ihren gespreizten Beinen tat, passte gar nicht zu ihrer geheimnisvollen Aura, machte Finn aber an, manchmal, heute eher nicht. Dies hier und seine Sehnsucht nach Julia gehörten nicht zusammen, waren getrennte Welten. Schnell packte er das Heft wieder weg und löschte das Licht. Er spürte die Scham auf seinen Wangen, drehte sich weg in das Kissen.

So flossen seine Gedanken und Bilder durch ihn hindurch, nahmen ihn mit in den Schlaf und spülten ihn wieder an den Rand des unbewussten Stromes, nur um ihn wieder in einen neuen Traumwirbel zu spülen:

Finn steht auf der Torlinie und macht sich für den Elfmeter bereit. Die Sturmspitze der Blau-Weißen legt sich den Ball zurecht. Um ihn herum das riesige Oval der Tribünen des Stadions bis zum Horizont, ausverkauft. Achtzigtausend Augenpaare sind auf ihn gerichtet. Es ist so still, als habe jemand den Ton abgedreht. Schräg hinter dem Schützen steht Schneider, Marcus Schneider, sein Idol. Er lächelt ihm zu und zeigt den Daumen nach oben. Der Stürmer der Blau-Weißen läuft an, holt aus zum Schuss, ein kurzes Zögern, Finn wartet, sieht ihm in die Augen. Dann der Schuss, das Leder, im Bogen geschlenzt, will ins rechte Eck, Finns Beine ein Katapult, schleudert ihn im riesigen Satz, im Katzensprung, im Flug mit gedehntem Körper und gestreckten Armen zum Ball. Und mit den Fingerspitzen der linken Hand streift er die Kugel und lenkt sie hauchzart über das Aluminium. Ein Orkan bricht los. Das Stadion brennt. Die Schwarz-Gelben stürzen auf ihn zu, als erster Marcus Schneider. Im wilden Knäuel der Begeisterung fallen sie übereinander und über ihn her, den Helden von Schwarz-Gelb Dortmund. Schneider drückt ihn fest an sich, küsst ihn auf den Hals, auf die Wange und auf

den Mund. Küsst ihn feucht und genüsslich, küsst ihn wie sonst nur Julia. Finn wehrt sich drückt ihn weg, will nur weg, schreit: „Hau ab, du Sau!“ Schneider schaut ihn an, ruft: „Aber Finn, Finn ...“

„... Finn, Finn, wach auf!“

Als er die Augen öffnete, saß sein Vater an seinem Bett und sah ihn fragend an. „Du hast geschrien. War es wieder so ein Albtraum? Hast du wieder von Mutter geträumt?“ Rolf sah ihn besorgt an.

„Albtraum ja, aber nicht von Mutter.“

04:00 – 05:00

Gisela

Eva Encke

„Piep, piep, tirili, tschilp.“

Diese elenden Vögel könnte sie abschießen. In aller Herrgottsfrühe machten die einen Höllenlärm. Gisela versuchte krampfhaft, die Augen zuzuhalten, damit ihr Körper nicht meinte, es sei Morgen und sich aufs Wachwerden einstellte. Wenn sie doch nur die Ohren zuklappen könnte. Ohrstöpsel, das wäre es gewesen, aber daran hätte sie gestern Abend denken sollen. Aber gestern Abend hatte sie ja mit Ulla, ihrer besten Freundin, im Schrebergarten-Vereinshaus zusammen gegessen. Ein recht feuchtfröhlicher Abend.

„Pieeeeeep, pieeeeeep, tschilp, tschilp.“ Da hat sich doch so ein Vieh direkt vor ihrem Fenster platziert. Gisela drehte sich um und zog sich die Decke über den Kopf. Ein kühler Luftzug traf ihre Füße. Verdammt, so groß war sie doch gar nicht, dass sie nicht ganz unter die Decke passte. Sie wurschtelte ihre Füße rein. Dann aber lagen wieder die Ohren frei. Neuer Vogelgesang bohrte sich in ihre Gehörwindungen. Jetzt war es auch egal, sie schlug die Augen auf. Es war dunkel. Es war stockdunkel. Mitten in der Nacht und dieses doofe Federvieh machte auf so was von „guten Morgen“. Es war zum Kotzen. Gisela wand sich aus dem Bett. Wo sie schon wach war, konnte sie auch gleich mal aufs Klo. Als sie am Fenster vorbei kam, schob sie den Vorhang etwas zu Seite, und da sah

sie ganz schwach am Horizont einen kleinen hellen Streifen, ganz zart, gerade so eben zu erahnen. Die Uhr zeigte 04:05 Uhr.

Wie spät war es gestern eigentlich geworden. Nein, sie korrigierte sich, nicht gestern Abend, sondern heute Morgen. Ulla hatte wieder mal kein Ende gefunden beim Reden über ihren Lieblings-Fußballverein, die Schwarz-Gelben.

Für Gisela war Fußball sozusagen ein weißer Fleck auf der Landkarte. Sie wusste nicht das Geringste über diesen Sport, nur, dass er sie nicht interessierte und dass Männer jeder Altersstufe darüber dem Wahnsinn verfallen konnten.

Gisela schlurfte weiter ins Bad. In den Spiegel schaute sie nicht, nein, das würde sie sich nicht antun. Obwohl ihre Enkelin Madeleine beim letzten Treffen – mein Gott, das war auch schon wer weiß wie lange her – betonte, sie sei doch noch recht peppig für ihr Alter. Das konnte gar kein Kompliment sein, wenn sie bedachte, wie ausgeflippt die immer rumlief. Na ja, bei so einem Namen nicht anders zu erwarten. Madlään – wer gibt seinem Kind nur so einen Namen – und der dann auch noch ganz anders geschrieben wurde, sodass man dauernd buchstabieren musste. Nein, manche Eltern waren schon ein Kreuz für ihre Kinder. Wenn sie bedachte ..., aber nicht so früh am Morgen, nein, dazu war sie geistig noch nicht in der Lage. Madeleine, die einzige aus der Familie, – pah, was hieß schon Familie –, zu der sie Kontakt hatte, wenn sie sich auch nur alle Jubeljahre mal sahen. Ein Wunder übrigens, wenn sie überlegte, dass Madeleine das uneheliche Kind ihres Sohnes war und ihre Mutter nur eine seiner kurzfristigen Beziehungen. Nur dem Umstand, dass Gisela sich damals als Babysitter aufgedrängt hatte, war es zu verdanken, dass die Verbindung zu diesem Kind nicht total abbrach. Heute sahen sie sich selten bis eher gar nicht. Sie konnte die Gedankenwelt von Madeleine nicht verstehen, na, aber alle jungen Leute waren unverständlich, sie lebten ja auch in einer anderen Welt als sie Alten.

Ihre Gedanken wanderten wieder zu Ulla, die einzige aus der alten Clique, mit der sie sich noch traf. Und dass auch nur, weil sie nicht einsam sein wollte. Irgendwie waren alle ihre Kontakte versandet. Besonders, nachdem Giselas Mann gestorben war. Keiner wollte mehr so recht aus dem Haus. Gisela hatte nie geglaubt, dass sie sich derart ver-

lassen fühlen würde. Ein Grund mit, warum sie sich an Ulla klammerte. Dabei lebte die in einer ganz anderen Gedankenwelt: dem Fußball.

Diese Schwarz-Gelben hatten es Ulla so angetan, dass sie sogar ihrem gelben Wellensittich mit einem schwarzen Permanentmarker schwarze Streifen verpasst hatte. Die Flügel längs gestreift und der Bauch quer wie bei einer Biene. Aber dieses blöde Wellensittich-Vieh, so hatte Ulla Gisela nach dem fünften Bier anvertraut, brachte als einziges Wort nur „Schalke“ heraus. Ulla wusste, dass ihr Ehemann ihm das beigebracht hatte. Der war eher neutral, was Fußball anging, aber hatte sich einen Spaß daraus gemacht Ulla zu ärgern. Das mit dem Ärgern war jetzt auch vorbei, Ullas Mann war Geschichte. Aber dieses „Schalke“ Gepiepse des Sittichs ließ sich nicht mehr abstellen.

Jetzt hatte Ulla etwas ganz Neues vor, einen Meilenstein sozusagen, etwas, das einschlagen und Ulla über Nacht bekannt machen sollte. Sie würde einen schwarz-gelben Fanklub gründen nur für Frauen, und der Vogel sollte ihr Maskottchen sein. Der Name des Fanklubs stand noch nicht ganz fest. Sie schwankte noch zwischen ‚Schwarz-Gelbe Schicksen‘ oder ‚Schwarz-Gelbe Frauenpower‘. Ulla hatte auch schon mit einem Zeitungsredakteur gesprochen – es war schließlich der erste rein weibliche Fanklub – und der hatte versprochen, darüber einen Artikel zu schreiben, dadurch würde Reklame gemacht und sie würden Mitglieder bekommen ohne Ende. Gisela hatte sich das begeisterte Reden über den Frauenfanklub etwas erstaunt angehört.

„Wer macht denn da mit bei deinem Klub?“, hatte sie gefragt und danach erfahren, dass es bisher nur eine Vorsitzende gab, nämlich Ulla, und natürlich eine Schatzmeisterin, Gisela.

„Welche Gisela?“

„Na, dich. Du bist doch dabei. Du bist die geeignete Person für diesen ganzen finanziellen Kram. Du weißt doch, ich habe keine Ahnung von Geldsachen. Lass mich bloß nicht hängen, da wäre ich dir ewig böse.“

Gisela saß auf der Toilette und bewegte vorsichtig den Kopf. Ihr Gehirn schwamm heute in besonders viel Flüssigkeit, wahrscheinlich Bier vom gestrigen Abend, und ihre Hirnwindungen stießen bei jeder Be-

wegung schmerzhaft an ihre knöchernen Grenzen. Das war aber auch ein Besäufnis gewesen. Und ganz zum Schluss hatte Ulla noch ihren Wellensittich Zippy aus der Laube geholt, um sein neues schwarz-gelbes Outfit dem grölenden Lachen der gesamten Kneipe im Gartenverein vorzustellen. Worauffhin das verängstigte Tier ‚Schaalke‘ piepste und noch mehr Lacher auslöste. Erschreckt flatterte es heftig und stieß einen Schalkeruf nach dem anderen aus. Ulla wurde sauer und schüttelte das Tier, woraufhin Zippy ihr in die Hand pickte und Ulla es losließ. Wie ein Brummkreisel zischte Zippy ab durch den Raum, schwirrte wie eine Riesbiene und zog unzählige Runden über den Köpfen. Alle versuchten das Tier einzufangen, aber das verschanzte sich ganz hoch oben auf einem Balken und piepste. Die versammelten Schrebergärtner machten unzählige Vorschläge, wie dem Vogel beizukommen wäre und schließlich ging einer los, um seine Leiter zu holen. Als er mit dem sperrigen Teil wiederkam, machte sich Zippy flugs aus der offenen Türe davon. Trotz Rufen kam er nicht wieder. Ulla war todunglücklich. Das Maskottchen war weg, noch bevor der Fanklub gegründet war. Sie war so am Boden zerstört, dass Gisela nicht anders konnte, als ihr zu versprechen als Kassenwart bei ihrem Verein mitzumachen. Ob sie als ehemalige Kassiererin bei Real dazu geeignet war, wollte sie nicht diskutieren. Als Dank für ihre Bereitschaft versprach Ulla, sie beim heutigen letzten Bundesligaspiel der Saison mit ins Stadion zu nehmen. Sie durfte auf die Karte von Ullas Mann mit, und wenn sie wollte, dann könnte sie, Gisela, auch dessen Dauerkarte übernehmen, was ein großes Zugeständnis wäre, weil, wie Ulla sagte, die Bewerber für Dauerkarten schon Schlange stünden.

Als Gisela später durch die Kleingartenanlage nach Hause ging, kam sie auch an ihrem alten Garten vorbei. Ja, als ihr Mann noch lebte, war hier ihr zweites Zuhause gewesen. Er lebte für seine Parzelle. Und er pflegte sie hingebungsvoll. Gut, dass sie noch zur Arbeit gegangen war, diese übertriebene Akkuratess hatte sie nervös gemacht. Und mit ihrem stressigen Job hatte sie auch den mangelnden Einsatz im Garten begründen können. Ihr Mann war ein Schatz gewesen, er ließ sie in Ruhe. Wenn er nur seine Beete pflegen, das Unkraut bekämpfen und den Rasen so trimmen konnte, dass er weich wurde wie ein dicker Teppich, dann war ihr Mann glücklich. Gisela seufzte, ja, er war schon einer gewesen. Als

er dann so plötzlich starb, war sie aufgeschmissen. Sie musste ja noch ein paar Jahre arbeiten, seine Rente, die hätte allein nicht gereicht. Und Gartenarbeit, da wusste sie gar nichts von. Ja, es war schon gut gewesen, dass sie den Garten schließlich abgegeben hatte. Die Geselligkeit fehlte ihr allerdings, die Gartennachbarn, das Feiern, die Freundin Ulla aus dem Garten nebenan. Ulla war eine begeisterte Kleingartenanhängerin. Allerdings lag ihr mehr das Kommunikative, das heißt, sie erfuhr alle Neuigkeiten und verteilte sie gleichmäßig in der Anlage. ‚Unser Gartenblatt‘ wurde sie von vielen genannt. Seitdem ihr Ehemann sich nach einer Kur mit seinem Kurschatten nach Süddeutschland abgesetzt hatte, fiel sie erst in ein Loch, aber gestern schien es, als ob sie das überwunden habe. Wahrscheinlich wegen ihrer neuen Pläne.

Fußball, ging es Gisela durch den Kopf, dieser bekloppte Idiotensport, wo sich zwei Rudel Männer auf dem Spielfeld um den Ball stritten, nee, für Fußball hatte sie nie was übergehabt, und ob ihr diese ganze Sache da mit dem Fanklub Spaß machen wird, das musste sich erst noch zeigen. Und eins war schon mal klar, so verrückte, Klamotten, so alles in Schwarz-gelb, das würde sie sich nicht antun, nie im Leben, wie eine aufgeplusterte Biene rumlaufen, nee, nee. Nicht mit mir, dachte Gisela. Wenn sie da an den Jungen von dem Kioskbesitzer in ihrer Straße dachte, Fli ..., nein, Finn, hieß er. Schon verrückt diese neuen Namen. Nun, der war auch so ein Fußballtyp. Spielte selber, hatte der Vater stolz erzählt. Torwart und sogar recht erfolgreich. Wie man seinen Kindern erlauben konnte, so einen Idiotensport zu betreiben, konnte Gisela wirklich nicht verstehen. Dabei schien der Vater ein ganz netter Mensch zu sein.

Gisela beobachtete, wie der schmale helle Streifen am Horizont breiter wurde. Sie öffnete das Fenster. Ein kühler Luftzug kam herein. Aber gleichzeitig auch dieser Geruch, dieser aasartige, faulende Gestank, der die Stadt wie eine weiche Wolke überdeckte, eine warme Wolke, die sich in jede Ritze schmiegte und einen dazu brachte, die Fenster selbst bei der größten Hitze geschlossen zu halten. Wenn doch bloß die Müllabfuhr endlich wieder käme. Gisela machte das Fenster zu und beschloss wieder ins Bett zu gehen.

Im Halbschlaf überlegte sie noch, ob der kleine Schatten, den sie da gerade über ihrem Balkon gesehen hatte, wirklich Zippy, dieser schwarz-

gelbe Vogelerschnitt war oder ob sie ihn sich nur eingebildet hatte.

Die Uhr zeigte 04:51.

05:00 – 06:00

Charlotte träumt von ...

Achim Albrecht

Gustav. Ganz allein von Gustav. Seit einigen Tagen gab es nur ihn in ihrem Leben. Zuvor hatte es noch Event Management und Philosophie an der Uni gegeben, ihre Freundin Eva, die eine aufregende Verbindung mit einem Fußballstar eingegangen war, trendige Klamotten und eine hübsche Maisonette-Wohnung in Holzen. Charlotte träumte von einem ausgefüllten Leben, einem Mini Cooper in Glücksbärchenfarben und von beruflicher Selbstständigkeit. Männer – ja von Männern auch. Gelegentlich. Eher selten. Männer waren fleischgewordene Enttäuschungen.

In der rosafarbenen Jungmädchenphase, die einem gerade eben noch die höchsten Glücksgefühle beim Anblick trabender Pferde bescherte und sofort danach radikal auf lässige Jungs mit Gelhaarfrisuren umschwenkte, war keine Stellschraube für Realitätssinn. Tierärztin wollte man werden und ein eigenes Gestüt besitzen, an der Seite eines erfolgreichen Arztes leben, der blendend aussah und bei einem minimalen Arbeitseinsatz von wenigen Stunden pro Woche nur für die zwölköpfige Familie da war. Da wäre auch Geld, ein schier unerschöpflicher Fundus und natürlich ein Palast von Haus, repräsentativ und nur übertroffen von der Ausstrahlung der makellosen Figur der Hausherrin Charlotte.

Für Charlotte war diese Phase noch in lebendiger Erinnerung. Damschien alles leicht und ferngelenkt, eine Schussfahrt ins Glück, umspielt vom Fahrtwind des Lebens. Man konnte sich nur an ein einziges Problem erinnern. Ein schwerwiegendes Problem, das alles zunichtemachen könnte. Es war zum Verzweifeln und Mädchen auf rosafarbenen Wolken verzweifeln schnell, wenn die duftige Wolke befleckt wird. Das Problem war der Name. Charlotte Siebenschroer. Nein, nicht der

Nachname. Diesen konnte man ablegen wie eine lästige Gewohnheit und nach dem edlen Namen des Herzensmannes greifen – Rothschild, Baron von. Das Leben hielt unzählige Möglichkeiten bereit. Aber Charlotte? War Charlotte nicht ein wenig ältlich, klang der Name nicht wie eine oft getragene Perlenkette auf faltigem Hals? Waren die Charlottes aus der Geschichte nicht intellektuelle Brieffreundschaften ebenso intellektueller Männer? Charlotte klang in den Ohren von Charlotte fade wie Ochsenchwanzsuppe und uninspiriert wie Tiefkühlschnittlauch. Zur Hölle mit Charlotte, zur Hölle mit den Eltern, die sich ein solches lebenslanges Kainsmal für ihre einzige Tochter ausgedacht hatten. Zur Hölle mit all den Träumen und hochfliegenden Plänen, die von einer Hypothek namens Charlotte torpediert werden würden. Nach all diesem Gedankenbrei vergrub sich Charlotte in ihrem rosa Kissen und schluchzte herzerweichend wegen ihrer verlorenen Zukunft.

Eine pubertäre Drehung weiter fand das Leben Charlotte aus ihrer rosa Pferdephase entwachsen mit brombeerfarbener Schminke im Gesicht an der Seite eines Typen, der nach zwölf Jahren Gefängnis aussah, auf Kurt Cobain machte und Fliesenleger lernte. Klar hatte er Pickel. Klar rauchte er filterlos. Klar pflegte er diesen gespreizten Habitus, der ihn als „urban cowboy“ auswies, kaltschnäuzig, rotzig, unangepasst. Klar stand Charlotte auf ihn. Das war Naturgesetz.

An einer Ziegelsteinwand in einem Mischgebiet aus zusammengewürfelten Industriebauten, Diskotheken und Bürogebäuden war das Unvermeidliche passiert. Ein hochgewachsenes Mädchen im kurzen Paillettenkleid, das seinen Galan um Haupteslänge überragte, ergab sich in wenig schmeichelhafter Pose einem unsicher hantierenden Jüngling, der sich redlich und akrobatisch anspruchsvoll abmühte. Es war ein ungestümer Akt, der vorüber war, noch bevor die ersten Wogen der Peinlichkeit einsetzen konnten. Danach zündete man Zigaretten an, zupfte an sich herum und sprach nicht mehr darüber.

Die Charlotte von heute, die Studentin mit Disziplin und Vision, die gereifte Persönlichkeit von Anfang zwanzig, hatte Mühe sich an diese Zeiten zu erinnern. Das war nicht sie. Das war sie niemals gewesen, wenn man sie fragte. Eines aber blieb, heftete sich an sie wie ein nie enden wollender Fluch. Nein, nicht ihr Name, mit dem sie sich längst ausgesöhnt hatte, sondern die Männer. Männer jeglicher Couleur.

Nicht dass Charlotte Männer generell zuwider waren. Ganz im Gegenteil. Männer waren eine überaus interessante Spezies mit verlockendem Duft und aufreizenden körperlichen Attributen. Manche waren sogar charmant, witzig und erfolgreich. Von diesen war ein geringer, aber immerhin ausreichender Prozentsatz unverheiratet oder geschieden. Der eigentliche Fluch aber war deren Länge.

Charlotte war das, was man eine Giraffenfrau nennen konnte. Verträumte Augen unter einer Audrey Hepburn Frisur. Das war ihre Masche. Ein trotzig und zugleich Hilfe suchend vorgeschobenes Kinn, ebenmäßige Züge und dann das Untergestell, das von einem Schwannenhals eingeleitet wurde. Endlos die Figur und weitaus eckiger als üblich, aber vollkommen in den Proportionen. Jedenfalls für eine Giraffenfrau. Zierliches Becken und schlanke Beine. Dazu ein unheiliger Hang zu High Heels. Der Gang ein wenig x-beinig, als stände Charlotte kurz vor der Absolvierung eines royalen Knicks. Alles in allem eine raffinierte Mischung, die nach einem Basketballspieler verlangte, der sie zu pflücken wusste.

Die Pflücker, die sich an Charlotte heranmachten waren allerdings sämtlich von der falschen Sorte. Konnte man anfangs noch an eine statistisch erklärbare Fehlerquote glauben, die sich im Laufe der Zeit ausgleichen würde, war Jahre danach aus den anfänglichen Enttäuschungen bittere Routine geworden. Die Welt war voller kleiner Männer. Bonsai-Machos mit Brustbehaarung auf lächerlich aufgepolsterten Schuhen. Blasse Denker, denen der Vererbungsapparat die Wachstumsgene verweigerte. Charmebolzen für Flirts unter der Gürtellinie. Zwerge mit Riesenegos. Dackel, die einen Bernhardiner besteigen wollten. Sitzhocker, die sich an eine Leiter schmiegen. Es war zum Verzweifeln. Charlotte wirkte wie ein Magnet auf den Teil der Männerwelt, die sich ihre Länge nicht leisten konnte, es aber unter allen Umständen wollte. So kam es, dass sich Charlotte bei ihren täglichen Einkäufen, im Sportstudio, bei Kinobesuchen und überall sonst des Andrangs kleiner Männer erwehren musste, die lächelnd, gestikulierend und vielsagende Blicke auf sie werfend auf sie zukamen. Anfangs hatte Charlotte noch höflich abwehrend reagiert. Später versuchte sie es mit Sarkasmus und verehrte ihren Bewunderern kleine Zettel, auf denen stand: ‚Keine Nummer unter 1,95 cm‘. Seltsamerweise fanden die Männer diesen Spruch

weitaus weniger witzig als Charlotte und Eva, die mit dem zumeist hochgewachsenen Fußballervolk bestens bedient war.

Der absolute Tiefpunkt in Charlottes Leben war die Episode mit einem alten, geilen Bock, der sie bei Edeka aufs Korn genommen hatte. Charlotte hatte Respekt vor dem Alter. Aber alte Menschen machten manchmal seltsame Dinge. Sie verstellten Gänge, behinderten alle, die es eilig hatten, verfielen beim Anblick von Supermarktkassen in einen unerhörten Mitteilungsdrang und fingerten kurzsichtig in ihren Geldbörsen, um den geforderten Betrag nach endlosen Minuten fast passend hinzuzählen. Charlotte hatte gelernt, nachsichtig zu sein. Das Alter hatte seine eigenen Gesetze. Es verwandelte die Menschen und mit ein wenig Rücksichtnahme fand jeder seinen ihm gebührenden Platz. Charlotte fühlte sich als Gutmensch. Gelebte Toleranz war ihre Maxime.

Der Edeka in der Nordstadt war nicht besser oder schlechter als jeder andere Supermarkt. Charlotte hatte sich mit Eva verabredet, die noch zwei oder drei Leute mitbringen wollte. Ein neuer Klub hatte aufgemacht. Irgendetwas mit After Dinner Party und Strandpromenadenfeeling. Eva tat immer etwas geheimnisvoll, sowohl was ihr Privatleben als auch alles andere betraf. Charlotte liebte es, den Menschen von einem verschwiegenen Plätzchen aus zuzusehen und dabei zu raten, was in ihnen vorging. Die Gedanken des übergewichtigen Muttertieres, das sich mit einem sperrigen Einkaufswagen und drei kleinen Kindern abmühte, waren unschwer zu erraten. Charlotte sah an sich herunter. Sie trug ein Design Minikleid und farblich abgestimmte Pumps. Nach drei Kindern würde auch sie in einer unförmigen Bluse und Gesundheitslatschen stecken. Charlotte schüttelte sich. Zwei Handwerker waren auf dem Weg in die Bäckerei in der Vorhalle des Supermarktes. Ihre raschen Schritte zeigten, dass sie sich auskannten. Bulettenbrötchen, Kaffee und Zigaretten, mutmaßte Charlotte. Oder die Bedienung hinter der Brottheke. Die Kleine mit den haselnussbraunen Locken und dem aufreizen- den Lächeln. Leichte Beute.

Es mochte sein, dass Charlotte an ihrem Platz neben den Fahrradständern in einen Tagtraum verfallen war, wie es bei ihr öfter vorkam. Es mochte sein, dass sie mit versonnenem Gesichtsausdruck ein Selbstgespräch führte. Jedenfalls wurde sie jäh von einer brüchigen Altmännerstimme aus allen Träumen gerissen. ‚Bist du eine Kollegin von Biggi?‘

fragte die Stimme. Nein, sie fragte nicht, sondern stellte diesen Sachverhalt fest, als habe die Stimme besondere Kenntnisse, über die Charlotte nicht verfügte. Der Mann vor ihr war ein fleischiger Rentner mit einer speckigen Prinz-Heinrich-Mütze auf dem Kopf. Graue Windjacke, graue Stoffhose, graue Schnürschuhe. Die Wangen gerötet, der Mund über einem übel riechenden Zigarrenstumpfen zusammengepresst. Wässrige Augen, die sie fixierten. Klein, natürlich war er klein. Zusätzlich geschrumpft vom Alter. Er mochte über siebzig sein. Gleich würde er sie zu einem Kaffee einladen und erklären, dass er sie verwechselt habe, weil Biggi ihm dieses und jenes erzählte, was sich als unzutreffend herausgestellt habe. Jedenfalls sei er froh, Charlotte begegnet zu sein und wolle die Gelegenheit nutzen und bla, bla, bla. Charlotte kannte den ganzen Text. Es war immer der gleiche in unzähligen Variationen. Und dabei würde sie von gierigen Augen ausgezogen werden. Kleine Männer eben. Auch im Alter kein bisschen weise.

Doch der hier war anders. Entschieden anders. Er schien entschlossen zu sein und er sagte: ‚Ich bin Heinrich‘ und nickte dabei, während er nach ihrer Hand griff und versuchte, sie in Richtung der völlig überfüllten Müllcontainer zu ziehen. ‚Ich bin Charlotte‘, hörte Charlotte sich sagen, während ihre Augen Hilfe suchend in jede Richtung flogen. Niemand beachtete das ungleiche Paar, das seinen kleinen, zähen Ringkampf ausfocht, ein stämmiger, untersetzter Rentner und eine Gazelle von Frau. ‚Wenn es das Geld ist? Ich habe das Geld passend‘. Charlotte widersetzte sich der fremden Hand und starrte auf den sorgfältig gefalteten 50 Euro Schein. Die Müllberge rotteten vor sich hin und einige Fußgänger pressten Taschentücher vor ihre Gesichter. ‚Lassen Sie mich sofort los!‘, zischte Charlotte und riss ihren Arm zurück. ‚Was wollen Sie eigentlich? Ich kann die 50 Euro auch nicht wechseln‘. Für einen Moment schien der Rentner namens Heinrich verwirrt. Dann klarte sein Blick auf und er nahm die Zigarre aus dem breit grinsenden Mund. ‚Ich verstehe, es ist nicht genug. Die Inflation. Ich verstehe‘. Umständlich fingerte er einen Zwanziger aus seiner Jackentasche und legte ihn auf den Fünfziger. Jetzt war Charlotte an der Reihe verwirrt zu sein. Der Mund des Rentners hatte eine feuchte Aussprache. Sie passte zu dem, was er zu sagen hatte. ‚Nur eine Handentspannung‘, sagte der Mund. Er formte die Vokale mit besonderer Sorgfalt. ‚Wie deine Kollegin Biggi

und die anderen. Mehr zahle ich nicht'. Dann verstummte er und die Hand mit den Geldscheinen wies in Richtung Müllcontainer.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis Charlotte verstand. Charlotte war keine Frau, die dazu neigte zu kreischen, aber für alles gibt es ein erstes Mal. Charlotte kreischte. Sie kreischte aus voller Kehle, während sie vor dem kleinen, dicken, grauen Rentner zurückwich, über einen Bügel des Fahrradständers stolperte und zu Boden ging. Auch der Rentner kreischte und wich zurück, die Hand mit dem Geld ausgestreckt wie eine Opfergabe. Passanten warfen scheue Seitenblicke auf das ungleiche Paar, die ausgestreckt daliegende Giraffenfrau im Minikleid und den Rentner mit dem Geldarm. Zur gleichen Zeit ergriffen die beiden die Flucht in unterschiedliche Richtungen. Die Giraffenfrau rappelte sich hoch und lief schwankend an den Müllcontainern vorbei Richtung Straße. Ihre Aufmachung war nicht für einen Sprint gedacht. Das Kreischen war in kleine Klagelaute übergegangen. Der Rentner bückte sich nach seinem Geld, das ihm aus der Hand gefallen war. Dann ging er mit kurzen Schritten und hochroten Kopfes in die entgegengesetzte Richtung. Der Jutebeutel mit seinen Einkäufen schleifte auf dem Boden. Die Umstehenden gingen ihm aus dem Weg. Verrückte. Es wurde immer schlimmer mit dieser Gegend. Der Stadtrat musste endlich etwas unternehmen. Jetzt drehten schon die jungen Frauen und die Rentner durch.

Charlotte rettete sich in eine verschwiegene Kaffeebar und telefonierte mit Eva. Sie konnte über das Geschehene schon wieder lachen. Ein Missverständnis und ein perverser Rentner. Auf der Toilette des Cafés machte sie sich frisch. Sie sah an sich herunter. Sie war gekleidet, wie junge Damen sich kleiden. Nicht besonders auffällig. Kleine Männer waren die Pest. Heinrich blieb erst stehen, als ihm schwarz vor Augen wurde. Keuchend sah er sich um und bemerkte, dass er in die falsche Richtung gehastet war. Ohne darüber nachzudenken urinierte er im Stehen gegen den Stamm einer Ulme und durchnässte dabei seine Beinkleider. Es war ihm egal. Heinrich war froh, dass er der Kreischattacke und der Bloßstellung entgangen war. Was lungerte das junge Ding auch dort herum, wenn sie nicht zum Geldverdienen da war? Heinrich schüttelte den Kopf. So etwas hätte es früher nicht gegeben. Dienstleistungen verweigern. Alte Männer ankreischen. Er überlegte sich, ob er Edeka verklagen könnte. Das Geld würde er gut brauchen können. Was

für ein Tag und es würde nicht besser werden. Der neue Schnöselarzt. Die Untersuchung. Der Müll in der ganzen Stadt. Schwierige Zeiten.

Jetzt saß Charlotte unschlüssig an ihrem Küchentisch und umklammerte eine Tasse Kaffee. Die Uhr zeigte 5:27. Charlotte hockte mit untergeschlagenen Beinen auf einem Stuhl und massierte gedankenverloren den grünen Keramikbecher. Was hätte sie auch anderes tun können? An Schlaf war nicht mehr zu denken, seit Charlotte Gustav begegnet war. Dabei waren die Geschehnisse rund um Gustav mehr als makaber. Charlotte wusste das, aber es machte ihr nichts aus.

Charlotte konnte nicht mehr sagen, was sie dazu bewogen hatte über den Friedhof zu gehen. Vielleicht entsprach es ihrer momentanen Stimmung ihren Gedanken nachzuhängen und nach der unerfreulichen Episode mit dem Rentner wieder zu sich zu kommen. Vielleicht hatte sie aber auch im Prozess des Erwachsenwerdens eine neue Phase erreicht, die nicht mehr nach lauter Zerstreuung, sondern nach Sammlung verlangte. Einerlei. Der Friedhof mit seinen verwünschten Ecken und seiner friedlichen Ausstrahlung, die ein Stückchen Ewigkeit einfieng, war der richtige Platz zur richtigen Zeit. Eine frühe Sonne malte das Gewirr der Ranken und Blätter als bewegte Schatten auf die kiesbestreuten Wege und der leichte Wind trug den Geruch von Kräutern und frischem Grün heran. Der Autoverkehr und das ungelöste Müllproblem waren weit entfernte Ärgernisse. Ein Trauerzug näherte sich von links mit gemessenen Schritten. Schwarz gekleidete Personen, die Stille nur unterbrochen von knirschendem Kies und einer nahen Vogelstimme, die etwas intonierte, das wie ‚Schalke‘ klang. Unwillkürlich musste Charlotte lachen, während sie zur Seite trat, um die Trauernden vorbeizulassen. Gott musste ein Witzbold sein, wenn er das Lied eines Vogels wie ‚Schalke‘ klingen ließ und diesen Vogel dann in Dortmund beheimatete. Andererseits war es ein beruhigender Gedanke, dass ein allmächtiges Wesen mit Humor über die Menschen wachte. Dortmund konnte allmächtigen Beistand mit einer Portion Humor gut gebrauchen.

Noch während Charlotte ihren Lachanfall unterdrückte und in einen unkontrollierten Schluckauf verfiel, sah sie Gustav. Gustav in seinem schwarzen Anzug, dem weißen Hemd und der schwarzen Krawatte. Gustav in Lebensgröße. Große Füße in blank geputzten schwarzen Lederhalbschuhen. Eine hoch aufgeschossene Gestalt mit langen Extremi-

täten. Der Kopf länglich mit dichtem Haar, der Gesichtsausdruck verschlossen und dem Anlass gemäß. Gustav überragte Charlotte um eine Haupteslänge, als er schleppenden Schrittes vorüberging, die Trauer fest verpackt in seinen gravitätischen Gang. Er würdigte Charlotte keines Blickes. Er war ein Trauerprofi, der sich durch nichts ablenken ließ und niemals in ungebührliche Hast verfiel.

Charlotte vergaß die Umgebung, den Schluckauf und den Rentner. Der Vogel mit dem eigentümlichen Ruf wurde aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Wie gebannt folgte sie mit ihren Blicken dem Trauerzug. Sie konnte sich nicht sattsehen an dem großen Mann in Schwarz, der die Sargträger anführte. Ein Bild von Mann, ruhig und voller Würde. Ein Mann, der so ganz anders wirkte als alle anderen Männer, die um sie herumscharwenzelten und sich dabei großartig vorkamen. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals und in ihrer Bauchgegend braute sich etwas zusammen. Ihr Kleid und die farbenfrohen Schuhe brachten ihr eisige Blicke von den Angehörigen des Verstorbenen ein, aber Charlotte bemerkte sie nicht.

Ohne nachzudenken, folgte Charlotte den Trauernden. Wäre sie einem Spaziergänger begegnet, hätte dieser den schwärmerischen Ausdruck in ihren Augen bemerkt. Charlottes Gang war unsicher und sie wirkte geistesabwesend. Hätte man Charlotte gefragt, warum sie einem auffallend hochgewachsenen Mann in einem abgetragenen schwarzen Anzug folgte, sie hätte die Frage nicht zur Zufriedenheit beantworten können. ‚Es hat mich erwischt, schwer erwischt‘, wäre die wohl korrekte Version gewesen, aber Charlotte konnte ihre Kurzatmigkeit und das Ziehen in der Bauchgegend nicht zuordnen. Es war ihr noch nie passiert, was ihr gerade auf einem Kiesweg des Friedhofs widerfahren war. Eva würde sie lauthals auslachen, wenn sie je davon erfuhr.

Es war der Minibaggerfahrer, der mit Aushubarbeiten beschäftigt war, ein vierschrötiges, unersetztes Exemplar, der einer errötenden Charlotte auf ihre halb gestammelte Frage hin antwortete, bei dem Anführer des Trauerzuges handele es sich um Gustav Schmidt. ‚Unseren Gustav‘, sagte er noch. ‚Klemens heiße er selbst und das da drüben sei Jens‘ und wies mit dem Daumen auf einen wissend grinsenden Jüngling in Gärtnerkluft. ‚Jetzt kenne die Dame die ganze Mannschaft. Vielleicht könne man sich treffen, mit oder ohne Gustav‘. Charlotte hatte genug

gehört und drehte sich auf dem Absatz um. Gustav. Sie ging in Richtung Kapelle zurück. Klemens und Jens hatte sie bereits aus ihrem Gedächtnis gelöscht.

Charlotte harrte lange aus. Die Schatten der Bäume wurden länger und griffen nach ihr. Sie fröstelte. Endlich waren alle gegangen. Fast alle. Alle bis auf Gustav, der in die kleine Kapelle zurückgekehrt war, die einige Meter abseits der Wege stand. Charlotte merkte, dass sie nicht mehr geatmet hatte, seit sie den Entschluss gefasst hatte, die Kapelle zu betreten.

Das Halbdunkel und die Kühle überraschten Charlotte. Die Atmosphäre war sakral und Charlottes Schritte hallten auf dem Steinfußboden. Das Innere der Kapelle war schmucklos und sauber. Der schwarz gekleidete Mann sah nicht von seiner Arbeit auf. Er ordnete Schleifen an Kränzen, die in einer Ecke gestapelt waren. Charlotte räusperte sich. Das Räuspern klang wie eine Explosion. Der Mann drehte den Kopf. Charlotte blieb stehen. Ihre Stimme versagte. Sie war schlecht vorbereitet. Was sagte man in einem solchen Augenblick? ‚Sie haben einen interessanten Beruf. Ich möchte gerne mehr darüber erfahren‘ oder ‚Ich habe mich verlaufen. Können Sie mir helfen?‘ Läppisch, unglaublich, banal. Charlotte bohrte ihre Fingernägel in die Handflächen. Oder die Wahrheit. ‚Wirf mich auf den nächsten Sarg und nimm mich!‘ Charlotte erschrak vor sich selbst und fühlte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich.

Der Mann war nähergekommen und sah sie besorgt an. Seine Augen waren blaugrau und wunderschön. ‚Kann ich Ihnen helfen‘, fragte er in gedämpftem Ton. ‚Für die Urnenbestattung sind Sie noch ein wenig früh‘. Sein Tonfall war angenehm. Charlotte hätte gerne eine Urne von ihm gekauft oder gemeinsam mit ihm einen Kranz geflochten oder noch lieber einen Swingerklub mit ihm besucht. So aber fiel sie erst einmal in Ohnmacht und erlebte nicht mehr mit, wie starke Arme sie sanft auffingen.

Draußen vor dem Friedhof stimmte eine Gruppe alkoholisierter Fußballfans ihre Gesänge an. Es blieb noch eine Menge Zeit bis zum Spiel. Der redselige Vogel war verschwunden.

Später sagte man ihr, Gustav habe sie ins Krankenhaus bringen lassen, das sie nur wenig später mit dem Befund ‚Kreislaufschwäche‘

wieder verließ. Jetzt ließ Gustav sie nicht schlafen und es war sieben Minuten vor sechs.

07:00 – 08:00

Schmutzige Hinterlassenschaften

Sivana Richter

Was dachte sich der Junge nur dabei – rief mitten in der Nacht an, sturzbesoffen, und wollte ihr den Hund vorbeibringen. „Mein lieber Dominik“, hatte sie in den Hörer geschnauft, „weißt du eigentlich, wie spät es ist?“

Um diese Zeit rief sonst nur ihr bekloppter Chef von der Videothek an, um ihr irgendeine Sonderaufgabe aufzutragen oder weil ihm eingefallen war, dass der Vertreter von Warner Home wieder einen seiner Pappkameraden im Hinterhof abgestellt hatte. Grundgütiger – das Genick hätte sie sich damals fast gebrochen. Die ganze verrottete Laderampe war sie vor Schreck hinuntergestürzt, als sie völlig ahnungslos mit den Müllsäcken dort angeschoben kam und sich im Schein der trüben Hoffunzel plötzlich einer finster dreinblickenden Visage mit gezückter Knarre gegenüber sah. Seitdem knackte das rechte Knie wie ein schlecht haftendes Gebiss, von den Schmerzen ganz zu schweigen.

Dass nicht die Stimme des Filialleiters, sondern die von Dominik zu dieser frühen Stunde aus dem Lautsprecher ihres Telefons schallte, hatte die Produktion ihrer Glückshormone allerdings auch nicht angekurbelt. Statt einer ordentlichen Entschuldigung hatte ihr Neffe unverständliches Zeug gelallt und dabei seinen Welterschmerz trotz geräuschvoll hochgezogenen Mannes! Von wegen starkes Geschlecht. Dünnhäutig wie überbrühte Tomaten waren sie. Einmal reingepikst und das ganze Elend quoll hervor. Und sie konnte den Mist dann wegwischen. So war es bei ihrem Bruder gewesen – Gott hab ihn selig –, bei ihrem Hermann – der Teufel möge ihn holen –, und Dominik kam auch immer nur an, wenn die Karre mal wieder im Dreck steckte. Dann war Tante Tilly gut genug. Aber sonst ...

Sie schob den Wagen mit den Putzutensilien durch die Tür des Umkleideraumes. Sich um den Schmutz in der Welt kümmern ... anscheinend hatte Gott sie für diese Aufgabe bestimmt. Videothek, Kneipe, Stadion – Sauberkeit mochte eine Tugend sein, aber eine mit sehr kurzer Halbwertszeit. Verflüchtigte sich schneller als das Raumspray, von dem sie zu Hause gerade die letzte Dose verbraucht hatte. Manoman! Sie blieb kurz auf den Besen aufgestützt stehen. Das sah ja mal wieder aus hier wie bei den Hottentotten! Dabei war doch bloß Training gewesen. Was dachten Fußballer eigentlich, wozu Papierkörbe gut waren? Wie sollte das erst nach dem Spiel heute Nachmittag aussehen? Ein schöner Saustall würde das wieder sein.

Sie begann den herumliegenden Abfall zusammenzukehren. Unter einer Bank lag eine halb volle Papiertüte. Lutscher vom Kiosk! Genau die Sorte, die Dominik sich manchmal zwischen die Zähne schob. ‚Junge‘, hatte sie zu ihm gesagt, ‚bist du dafür nicht langsam zu alt?‘ Er hatte nur gegrinst, ihr den runden, angeleckten Ball am Stil vor die Nase gehalten und gesäuselt: ‚Für was Süßes im Mund ist man nie zu alt, probier mal!‘ Marotten hatte der Lausebengel! Genauso die Sache mit dem Pudel ... auch noch in Weiß! Was das für eine Arbeit machte. Ob er damit wirklich bei den Frauen ankam, wie er behauptete, bezweifelte sie. Eine mögliche Heiratskandidatin war jedenfalls nicht in Sicht. Sie begutachtete kurz ihren Fund. Na, die Lutscher sahen alle noch ganz ordentlich aus. Die konnte sie der kleinen Jacqueline von nebenan mitbringen. Tilly wollte die Süßigkeiten auf den Putzwagen neben die Weinbrandbohnen legen, doch dann zögerte sie. Die Papiertüte hatte zwar auf dem Boden gelegen und war angeschmutzt. Aber jemand hatte mit rotem Filzstift ein Herz und ‚Für meine einzig wahre Liebe. D.‘ drauf gemalt. Also ein Geschenk. Von einem der Spieler für seine Freundin wahrscheinlich. Wenn man sie damit erwischen würde ... heutzutage konnte man für so was seine Kündigung bekommen. Nee, das waren die Dinger nicht wert. Sie entsorgte die Lutscher im Abfall, auch wenn das ihrer Philosophie widersprach, nichts Essbares wegzuzwerfen. Aber wenigstens konnte sie Dominik, wenn er nach dem Spiel heute Madame Tussaud abholte, mit der Neuigkeit überraschen, dass einer der Spieler seine Vorliebe für Lutscher teilte. Spätestens dann würde er hoffentlich seinen nächtlichen Tiefpunkt überwinden und wieder normal werden.

Sie kicherte kurz. Normal ... was hieß das schon? Wenn rauskäme, wozu sie den ausrangierten Computer ihres Neffen benutzte, würde man sie auch für verrückt erklären. Und ihre Schwägerin, na die sollte besser mal wieder auf den Teppich kommen ... den eigenen Sohn verstoßen, das ging nun doch zu weit. Dass Dominik die Gaststätte verkauft hatte, konnte man doch irgendwie nachvollziehen. Die jungen Leute heutzutage wollten was vom Leben haben. Das konnte man ihnen doch schlecht verübeln. Mein Gott, nur für den Betrieb leben ... arbeiten, wenn andere in die Disco gingen oder ins Kino, sechs Tage die Woche, Samstag, Sonntag, Feiertags. Kein Wunder, dass der Junge noch keine Freundin hatte. Natürlich war es bitter für die Eltern, wenn das, wofür sie tagein tagaus geschuftet hatten, von ihren Kindern nicht fortgeführt wurde. Aber sie hatte doch selber früher die neidvollen Blicke ihrer Schwägerin mitbekommen – wie sie den Freundinnen hinterherschautte, wenn die zum Tanzen gingen und sie beide stattdessen die Gäste bedienen mussten! Ach ... Tilly griff sich eine Weinbrandbohne aus der Schachtel, biss ein Ende ab wie bei einer Zigarre, leerte den Inhalt mit zurückgelegtem Kopf und legte die leere Schokoladenhülle zurück in ihr goldenes Bettchen. Sie seufzte. Wenn sie noch mal vorne anfangen könnte ..., sie würde auch nach England gehen, so wie Dominik, sich die Welt angucken, Abenteuer erleben, jau! Lebe jetzt – resigniere später. Aber das hatte sie als junges Ding noch nicht mal zu denken gewagt. Schon als Kind musste sie den Eltern in der Gaststätte helfen. Nach der Schule schnell Hausaufgaben am Stammtisch erledigen, dann Gläser spülen, Klo putzen, Servietten um Besteck wickeln. Natürlich war sie auch stolz wie Bolle gewesen, wenn die Gäste sie lobten oder mit „Kleines Fräulein“ ansprachen. Aber von den Mitschülerinnen wollten eigentlich keine so recht etwas mit ihr zu tun haben. Lag vielleicht an ihrem verkürzten Bein, vielleicht aber auch an dem Ruf, den man als Wirtstochter weg hatte. Ihr Bruder dagegen war immer Hahn im Korb gewesen, egal wo er hinkam. Männer hatten's einfach leichter. Das Äußere spielte bei denen keine große Rolle. Die gaben sogar noch an mit ihren dicken Bäuchen, grauen Haaren oder Falten im Gesicht. Welche Frau würde es denn wagen, in einem T-Shirt mit dem Aufdruck „Bier formte diesen Körper“ rumzulaufen? Und was sie so auf den DVDs der Videothek zu sehen bekam – die Mädels immer mit Körpern wie aus der

Frischhaldedose, Zähne wie aus der Werbung, und alle top in Form. Sie dagegen hatte mit Ach und Krach die Schule abgeschlossen und – auf Drängen der Eltern – eine Lehre in der Metzgerei angefangen. Ihr Vater spekulierte natürlich darauf, dass sie dort einheiraten würde und die Gaststätte dann mit „Fleisch aus eigener Schlachtung“ werben konnte. Aber dann lief ihr direkt am ersten Tag im Kühlhaus der Hermann über den Weg. Der arbeitete auf dem Schlachthof und hievt gerade die frischen Schweinehälften vom Hänger. Ein Bär von einem Mann mit Pranken, die keinen Widerspruch duldeten. Den Mann ihres Lebens hatte sie sich eigentlich anders vorgestellt, aber was hast du schon für eine Wahl, wenn der Bauch immer dicker wird. Das Kind war nicht alt geworden und der Vater nicht lange treu geblieben. Seitdem stand sie alleine da und hielt sich mit Putzen über Wasser.

Ihr Blick fiel auf die Schachtel mit den wurmartig geformten Weinbrandbohnen. Die legte ihr Dominik jedes Mal zusammen mit dem Hundefutter auf den Tisch, wenn sie auf Madame Tussaud aufpassen sollte. Anscheinend waren sie für das Tier gedacht – sie jedenfalls machte sich nichts aus Süßigkeiten. Für eine herzhaft Bulette ließ sie das sahnigste Stück Torte stehen. Aber wenn es um seine Pudeldame ging, scheute ihr Neffe ja keine Mühen, wollte sie sogar mit nach England nehmen. Was das kostete! Wie konnte man um ein Tier nur soviel Buhei machen?

Sie kastrierte drei weitere Bohnen. Nun ja, der Weinbrand schmeckte ganz passabel. Madame hatte ohnehin nichts dagegen, wenn sie beide sich die kleine Leckerei teilten, sie fraß die Dinger auch ohne Alkohol. Tilly wischte sich die klebrigen Finger mit dem feuchten Schwammtuch ab und machte sich wieder an die Arbeit. Wenn sie rechtzeitig zum Friedhof kommen wollte, musste sie sich sputen.

Kurz vor acht Uhr verließ sie die angenehm kühlen Katakomben. Auf ihrem Putzwagen krümmte sich ein Dutzend leer getrunkenen Schokohüllen in wohlgeordneten Reihen. Sie überlegte, was sie damit tun sollte. Sie würde erst nach der Beerdigung zurück in ihre Wohnung kommen, bis dahin hätte die Hitze daraus braune Soße gemacht und ihre Tasche ruiniert. Dann fiel ihr ein, dass zu Hause bereits eine neue Schachtel auf sie wartete, zusammen mit dem Hund, den Dominik bis

zu ihrer Rückkehr bei ihrer Nachbarin lassen wollte.

Sie brauchte lediglich fünf Minuten, um die Abfallsäcke zu entsorgen – der Streik der Müllmänner hatte dafür gesorgt, dass die Container überquollen und man den Dreck nun einfach auf einen Haufen warf. Seit zwei Wochen gärten die Hinterlassenschaften tausender von Fans, Spielern und Beschäftigten im Betriebshof, wuchsen in nicht gewollte Richtungen, verschmolzen zu einer breiigen Masse aus Monatsbinden mit Pommes und Ketchup, blutigen Pflastern, mit Bier getränkten Brötchen, zerschlissenen Turnschuhen, benutzten Kondomen, Einwegspritzen und anderen Dingen, die sie lieber nicht so genau in Augenschein nahm. Der Gestank erinnerte sie an eine Kombination aus Hermanns Blähattacken und dem vollgekotzten Hemd ihres damals pubertierenden Bruders, das sie Wochen später, nachdem er seine Experimentierphase mit Alkoholmischgetränken abgeschlossen hatte, hinter der Rückbank des Familien-Lieferwagens entdeckte. Tilly schlug die Glastür hinter sich zu und schnappte nach Luft. Ins Fernsehen ... ja, da passten solche Bilder hin, aber doch nicht hier ins Stadion! Nicht in ihre Stadt – höchstens vielleicht noch nach Gelsenkirchen, aber na ja, sie wollte mal nicht ungerecht sein, schließlich waren sie hier im Ruhrgebiet letztendlich doch alle gute Kumpel, Fußball hin oder her.

Sie tupfte sich gerade mit einem Tuch die Schweißperlen aus der Brustritze, als ihre Kollegin Roswitha nach ihr rief.

„Tilly, das neue Tupper-Spätzle-Duo ist gekommen. Wenn du mir deinen Spindschlüssel gibst, brauchst du nicht extra mitzukommen. Ich mach jetzt Schluss für heute.“

Tilly gab ihr den Schlüssel und schob ihren Putzwagen dann weiter zur VIP-Lounge. Auf halben Weg erstarrte sie. Verdammt ... Roswitha war neugierig wie eine Elster. Wenn sie die Videos in ihrer Tasche entdeckte ... Obwohl ihr Knie den schnellen Spurt mit heftigen Schmerzen quittierte, hastete sie im Eiltempo Roswitha hinterher. Wenn das die Runde machte, war sie erledigt.

Der letzte Elfmeter

Markus Veith

An der erhöhten Wegkreuzung bei Feld 7 warteten zwei Männer neben einem Bagger. Sie blickten zur Trauerhalle, aus der dumpfes Orgelspiel dröhnte und Gesang wimmerte. Leute, die drinnen keinen Platz mehr bekommen hatten, standen auf dem Vorplatz beieinander. Damen wrangen Blumensträuße, Herren in dunklen Anzügen wussten nicht recht, was sie mit ihren Händen anstellen sollten. Sie schauten zu Boden, ihre Münder bewegten sich in Gesprächen über Erinnerungen. Am Seiteneingang hüllten sich sechs Greise in graue Schwaden und ließen ein Fläschchen kreisen. Ihre Zylinder lagen noch in der kleinen Kammer.

Jens lehnte an einer hochgeklappten Baggerstütze. Seine Arbeitshandschuhe hingen hinterm Latz seiner grünen Hose. „Alle Sargträger qualmen wie Schlote“, murmelte er. „Raucher, Alkis, und selten unter sechzig. Vielleicht sind das Grundvoraussetzungen. Und alle sehen gleich aus. Kann die nicht auseinanderhalten? Du?“

Klemens, der ältere der beiden, der trotz der Wärme einen schwarzgelben Fan-Schal trug, fixierte die Tür zum Trägerraum. „Hmm-nee“, nuschelte er an seiner Camel vorbei.

Unter einem Vordach standen fahrbare Metallgestelle, überladen mit Blumengestecken und Kränzen. Stoffschleifen bekundeten Beileid. Ein Holzschild lag dabei, bedruckt mit einem Namen in gotischen Lettern: Peter Fuchs

„Der war gar nicht so alt“, sagte Jens.

„Fünfundvierzig.“

„Haste nachgeschaut?“

Klemens antwortete nicht. Er warf die Kippe weg. „Schmidtchen soll bloß voran machen“, brummte er.

Gustav Schmidt, von seinen Kollegen Schmidtchen Schleicher genannt, hatte den Trauerzug ans Grab zu führen. Er maß fast zwei Meter und man konnte meinen, dass seine Beine die Hälfte seiner Körperlänge ausmachten. Trotzdem schlich er in einem Tempo voran, das selbst

Schnecken langweilte. Wegen der alten Leute, wie er sagte. Dass die Träger am abschüssigen Weg vor der Trauerhalle Mühe hatten, den Sargwagen zu halten und seine Kollegen mit ihrer Arbeit in Verzug gerieten, störte ihn nicht die Bohne; Schmidtchen schlich unbeirrt fort, bedächtig und lahmarschig wie ein altersschwacher Bischof.

„Zünd dir noch eine an. Wangel predigt.“

Klemens verdrehte die Augen. „Verlauster Messdiener.“ Er griff in seine Latztasche. „Und das heute.“

Jens wechselte von einem Fuß auf den anderen. Eine Frau über achtzig hatten sie vorhin schon unter die Erde gebracht. Diesen noch, dann war Feierabend. Er wollte pünktlich weg. Nicht nur wegen des Spiels. Nicht nur, weil sie hier heute eine Sonderschicht schoben. Er konnte heute keine Wartezeiten ertragen. „Kam der von hier?“

Klemens, der im anliegenden Vorort wohnte, nickte und stieß den Qualm durch die Nase. Das Feuerzeug verschwand in seiner Hosentasche. Jens mochte ihn; er war wortkarg, aber ein guter Kollege. Wenn auch kein Mensch, dem er sich anvertrauen wollte.

Marie. Der gestrige Abend. Wie brodelnde Säure in seiner Erinnerung. – „Jens, wir sollten es beenden.“ Herzstich! „Wieso das denn?“ Schulterzucken. „Wir sind so verschieden.“ Trotzmodus: „Wie willst ausgerechnet du jemanden finden, der zu dir passt? Wie soll der denn sein, bitteschön?“ – Marie. Jene Mail an ihn, nach der ersten Nacht. Er hatte sich den Ausdruck an die Wand überm Küchentisch gepinnt: „Ich werde die heilige Erste sein, die aus deiner Statistik herausfällt, die du verleugnen, verdrängen und doch niemals vergessen wirst. Ikone vergänglicher Unschuld, die Sünde auf dem Dielenboden, Fee und Hexe, sämtliche Synonyme für Frau. Ich hauche dir verdorbene Träume auf die Augen.“ Nie hatte eine Frau solche Zeilen für ihn formuliert. Der Ausdruck musste weg; so schnell wie möglich. – Marie. Als sie sich kennen lernten, hatte sie sich Eurydike genannt. Ein Künstlername. Ihren richtigen hatte sie ihm nicht nennen wollen. „Warum denn nicht?“ – „Nenn dich Hades und entführe mich. Dann passt es wieder.“ – „Das ist doch albern.“ Sie verriet auch nicht ihr Alter. „Schätz doch.“ – „Keine Ahnung ... fünfundzwanzig?“ Ihr lodernes Lächeln. „Das ist in Ordnung.“ – Eurydike ... Ob dieser Name einst auf ihrem Grabstein stehen würde? Und darunter? Schauspielerin, Poetin und Nymphe? Damit sich jeder an sie

erinnere? – „Machst du all das nebenbei? Bist du Profi oder Laie?“ Das hatte sie gekränkt; dennoch lächelte sie. Und wie verdorben süß sah sie dabei aus! „Laien reden nur vom Sex; Profis tun es einfach ...“ und nach der Kissenschlacht, als sie nebeneinander lagen: „... du könntest Profi sein.“

Jens zog die Nase hoch. Er musste auf andere Gedanken kommen. „Was ist denn mit Schleichers neuem Auto?“

„Holt 'er heute ab.“

„Noch vorm Spiel?“

„Danach bestimmt nicht.“

„Immerhin hat er dann eins. Wie lange zog sich das mit seiner Prüfung? 'n Jahr?“

„Mindestens.“

„Schafft 'er das denn? Der will doch auf'n Friedensplatz.“

„Macht um eins Schluss, der Schnarchsack.“

„Und wir müssen schachern. Na, super. – Gehst du ins Stadion?“

„Guck zu Hause.“

„Ich will aber hin. Au Mann, das wird knapp. Hoffentlich schaffen wir das.“

„Nur, wenn Schmidtchen inne Puschen kommt.“

Jens nickte und spuckte aus. Der Geschmack der Spinat-Lasagne, die er sich für die vorgezogene Mittagspause im Ort geholt hatte, hing ihm noch im Hals.

„In die Puschen' war eine von Klemens Standardformeln, als wollte er die Welt damit zum Feierabend treiben. Hatte er vorhin noch gesagt, im Pausenraum, als der Chef laut grübelte, wie er den Samstag im Stundenbuch vermerken solle. „Wetterbedingte Sonderschicht', kann man das schreiben?“ – „Ist kürzer als die Wahrheit“, hatte Klemens hinter seiner Tageszeitung geknurr. „Unnötige Maloche, weil der Penner vom Amt nicht mit der Genehmigung für die Kühlhaus-Reparatur in die Puschen kommt und bei der Scheißhitze sonst die Toten dufte wegschmelzen' würde womöglich nicht in die Zeile passen.“ Als er die WAZ umschlug, zeigte sein Gesicht keinerlei Humor. „Aber damit würden sie im Amt sicher für 'ne hübsche Anekdote sorgen, Chefchen.“

Ein leises Klingeln ertönte. Die Träger drückten eilig ihre Kippen in einen Aschenbecher und verschwanden in der Halle, kamen kurz da-

rauf auf der anderen Seite wieder raus, zwischen sich den Wagen mit dem Sarg, dahinter Pfarrer Wangel, gefolgt von einem langen Schweif schwarz gekleideter Menschen. Jens sah eine Frau mittleren Alters, die eine alte Dame stützte, deren verkrampfte Hand ein Taschentuch knüllte. ‚Mutter und Schwester‘, vermutete er. Gustav ging an der Spitze den abschüssigen Weg hinunter. Die Träger beugten sich gegen die Schwerkraft, nahmen die zweite Hand zur Hilfe, um den Sargwagen halten zu können. Weiter hinten sah Jens einen jungen Mann, der auf seine Armbanduhr schaute. Seine Gattin rampte ihm den Ellenbogen in die Seite.

„Kann man ja nicht mit ansehen.“ Klemens trat vor. Jens fuhr zusammen, als sein Kollege einen schrillen Pfiff ausstieß. Tränenrührte Gesichter wandten sich zu ihnen um. Auch Gustav. Klemens klatschte Außen- und Innenfläche seiner Hände aneinander und wirbelte sie dann in der Luft. Gustav verstand die Geste zur Eile, doch seine einzige Reaktion war ein missbilligendes Kopfschütteln. Empörte Blicke unter den Angehörigen. Die Schwester des Toten starrte die Anhöhe hinauf zu den Totengräbern. Für einen Moment sah es aus, als fletsche sie die Zähne.

„Pissnelke.“ Der Baggerfahrer wandte sich um und schwang sich in das orangene Fahrzeug. „Na, los. Lass uns.“

‚Scheiße. Das gibt Ärger.‘ Jens verschluckte die Bemerkung. ‚Schmidtchen hält mit Sicherheit nicht dicht. Chefchen wird ausflippen, wenn er davon hört.‘ Er trottete zur Halle, um die Kränze heraus zu holen und sie an den Wagen zu hängen. Klemens fuhr den Bagger vor und Jens koppelte den Karren an. Sie mussten einen weiteren holen, einer reichte für die Blumenmenge nicht aus. Jens stieg auf das Trittbrett hinter der Fahrerkabine. Dann rollten sie los.

Marie. Er starrte auf den Tankdeckel. Diese brodelnde Scham des Geprellten. Er hasste das. Selbst eine Beziehung zu beenden, das war eine Sache – aber abserviert werden ... Und diese dumpfe Ahnung, er könne sich später in einem ihrer Texte wiederfinden, dabei mies wegkommen. Noch viel banger die Sorge: Sie könne ihn nicht mal dafür für Wert befinden. Zu kurz ihr Interesse an ihm, nebensächlich, ein Betthüpfen, ein ‚Nur‘. – Er war halt nicht wie sie. Ihre Selbstinszenierung sprengte jede Bühne. Stieg sie herunter, setzte sie ihr Spiel unten fort. „Dafür wirst du nicht bezahlt.“ Das hatte sie gekränkt. Ihre Entgegnung: „Ich bin kompliziert.“ Vergleiche mit üblichen Frauenbildern perlten an ihr wie

von einer Ölhaut ab. Sie war toll, absolut! Wie keines der Weibchen, mit denen er zuvor was hatte. Nicht er hatte sie, sie hatte ihn geangelt. Und das, obwohl er mit ihrer Kunst nichts anfangen konnte. – Himmel, wenn er sich an jene Fete erinnerte, zu der sie ihn mitgeschleppt hatte. Lauter Künstler, Küsschen links-rechts-links. Einer dieser Schwuchtel sprach sie mit Marie an. Ha! Sie hatte nicht mal bemerkt, dass da jemand mit der Nennung ihres weltlichen Namens ihr Eurydike-Mysterium zerbombt hatte. Was war eigentlich einzuwenden gegen Marie? – Doch hielt er den Mund ... und durchlitt Gespräche in Sphären jenseits seiner Galaxie. Es ging um ‚Auditions‘ und Inszenierungen, man rezitierte Text-Passagen im Original, benannte Regisseure mit Vornamen. Jens hatte mit seinen Versuchen, über die Bundesliga zu diskutieren, nur befremdliche Blicke geerntet. – „Mit wie vielen von denen warst du schon im Bett?“ Er war stinksauer gewesen. „Keine Sorge, ich werde dich nicht nochmal mitnehmen. Das ist unästhetisch.“ Sie hatte wirklich unästhetisch gesagt! Und damit meinte sie sich nicht selbst. Sie verstand es, ihre Narbe verdeckt zu halten. Wie hatte er sich erschreckt, als er sie zum ersten Mal entkleidet hatte. In jener Rotweinnacht. Diese große Brandnarbe, seitlich ihres Körpers. „Was’n das?“ Gleich darauf hatte er bemerkt, wie eindringlich sie seine Reaktion beobachtete. „Ich habe es dir gesagt: Ich bin kompliziert.“

„Künstler!“ Jens spuckte Lasagne-Geschmack. Der Müll musste von seiner Straße. Und wenn er ihn beerdigte ...

In einem Seitenweg kam der Bagger zum Stehen. Sie hatten im Verborgenen zu warten, bis die Beerdigung vorbei war und die Trauernden das Grab verlassen hatten. Angehörige haben es nicht gerne, wenn während der Beerdigung der Bagger vor ihrer Nase parkt. Doch obwohl Klemens vorschriftsmäßig langsam gefahren war und einen Umweg genommen hatte, war der Trauerzug noch nicht da. Jens sprang vom Trittbrett runter auf den Weg. Klemens blieb in der Fahrerkabine sitzen und spähte grimmig über die Grabfelder. Qualmschwaden trieben durch die Fensteröffnung.

Ob er ihn fragen sollte, was das vorhin sollte? Himmel, so kannte Jens ihn gar nicht. Ein Friedhof ist kein Fußballplatz und ein Trauerzug keine Mannschaft, die man zu mehr Leistung anfeuert. Aber im Grunde hatte Klemens ja recht: Dieses Loch hier mussten sie noch schließen und ein

neues für Montag schachten. Wie sollte er es bis zum Anpfiff ins Stadion schaffen? Und da standen sie hier rum und warteten auf Schleicher, verdammt!

Er klopfte gegen die Baggertür, Klemens öffnete. „Hast du gesehen? Vorhin war diese Lange wieder da.“ Eine kleine Lästerei über Gustav oder den Chef half oft über die Warterei hinweg und holte Klemens hoffentlich aus seiner miesen Stimmung; und ihn selbst gleich mit. Sein Kollege brummte immerhin zustimmend, ohne ihn anzuschauen. „Der Lulatsch hat Erfolg bei Weibern; mehr als er schnallt. Da kam sogar die Olle dazu, die immer 'ne leichte Fahne hat und um ihn rum scharwenzelt. Pass auf, da läuft was.“ Jens tippte Klemens gegen die Wade. „Wenn die wüssten, wie er ohne Anzug aussieht. Schon mal dran gedacht, dass Gustav heimlich die Kühllhalle für Quickies nutzen könnte? Mit komischen Frauen auf Särgen, manche törnt sowas ja an.“ Er kicherte gehässig. „Giraffe mit Storch. Nachher müssen wir sie auseinanderknoten. Da sitzt auch oft diese andere Frau und schmachtet ihm nach, wenn er mit seinem Trauerschweif da her wandelt; haste die mal gesehen ...?“

„Jens“, unterbrach ihn Klemens, der unverwandt gen Hauptweg spähte, „lass gut sein, ja? Schleicher kommt.“ Er schnippte die Kippe in einen Busch und fügte leise hinzu: „Mit dem Peter.“

Irritiert blinzelte der Jüngere zur Allee. Dort kam die Kolonne, träge wie eine große, schwarze Raupe. Und noch weit vom Grab entfernt. Klemens wuchtete sich aus dem Bagger. „Der macht mich krank, der Freier.“

Der Trauerzug bog vom Hauptweg ab, Richtung Grube, die sie tags zuvor ausgehoben hatten. In der Reihe von Grabsteinen sah das Loch aus, als habe jemand einen Zahn gezogen und die Wunde mit Kunstrasen garniert. ‚Kulisse. Nichts als Kulisse.‘

Jens hatte sich längst an seine morbide Arbeit gewöhnt. Da war mal jene Oma, die sich strikt weigerte, die Hecke aus Berberitzensträuchern an der Gruft ihres Mannes zu dulden. „Die pieken meinem Mann ja in die Seite.“ Was hätte er darauf entgegenen sollen? – Oder Chefchens Erzählung von der Witwe, der er eine Grabstelle für den verstorbenen Gatten verkaufen sollte. „Nur nicht in der Sonne. Mein Mann verträgt keine Hitze.“ – „Wohlbemerkt“, hatte sein Chef gelacht, „der Mann kam

in die Urne. Es lag mir auf der Zunge: Gute Frau, Ihrem Mann wird es morgen so heiß werden, dass er die Sonne hier locker wegsteckt.“ – Man hatte Jens mal eine Versetzung angeboten. Ins Krematorium. Aber ... nee, der Gedanke, dass da im Ofen Leichen verbrannten, war doch zu krass. Oben in der Kühlkammer waren die Särge verschlossen. Mal einen geöffneten in die Schauzelle schieben, damit die Angehörigen sich verabschieden konnten, das ging noch. ‚Show und Kulisse.‘ Er kam sich in der Tat oft wie ein Bühnenbildner vor, der für die Beisetzung eine nette Szenerie vorbereitet. ‚So gesehen sind wir uns gar nicht so unähnlich.‘ Er überlegte, wie Marie es ausgedrückt hätte. Zusprieler für den Tod? Elfmeter zur Ewigkeit? ‚Himmel, ich bin schon beim Spiel.‘ Wie es auch ausgehen mochte: Er würde sich heute Abend tüchtig einen bechern und die Sache vergessen. Irgendwie. Das musste möglich sein. Gustav wandelte über Feld 25, mit gesenktem Haupt und einer Miene, als sei seine ganze eigene Familie dahingerafft worden und er geleite sie nun zu Grabe.

„Wenn er jetzt losheult, ist er perfekt“, murmelte Jens. Er merkte, wie sein Kollege die Fäuste ballte und hörte sein Raunen: „Wenn der Peter das sehen würde ... hätte dem den Arsch ins Abseits gepölt.“ An Klemens Kiefer traten Muskeln vor. Plötzlich stapfte er los, über ein Wiesenstück, quer durch eine Rosenrabatte. Am Wegrand, direkt an der Abbiegung zum Grabfeld, blieb er stehen, baute sich dort auf, die wuchtigen Fäuste in die Hüften gestemmt, neigte sich dem Trauerzug entgegen. Seine Stimme dröhnte über den Gottesacker: „LASS GEHEN, DU TRANTÜTE!“

Ein Schwarm Elstern stob auf. Gustav war erschrocken stehen geblieben. Er, der Pfarrer, die Sargträger, die Gesellschaft, jeder war zusammengezuckt. Die Miene jener Frau, die die Mutter des Toten stützte, verzerrte sich, Zorn und Empörung röteten ihr Gesicht. Die Greisin neben ihr krallte sich in den Arm der Jüngeren, damit diese nicht von ihr fort lief, um Klemens zur Rede zu stellen. ‚Oder die Augen auszukratzen‘, dachte Jens, der wie erstarrt hinter den Büschen geblieben war und die sonderbare Szenerie verfolgte, sich wünschte, er wäre woanders, am besten schon im Stadion. ‚Was geht hier vor, zum Kuckuck?‘ Es konnte nicht nur Schmidtchens Lahmarschigkeit sein, worauf sein Kollege so zornig reagierte. Klemens stand da wie ein Wächter, der nicht gewillt

war, jemanden an sich vorüber zu lassen. Doch er schwieg, stand nur da und rührte sich nicht. Die Trauergemeinde hinter Gustav raunte verwirrt.

Pfarrer Wangel ging am Sarg vorbei, legte dem erbleichten Gustav die Hand auf die Schulter und flüsterte etwas. Der Lange wollte etwas entgegen, doch der Geistliche gab dem Zögernden einen kleinen Schubs nach vorn und den Sargträgern einen Wink. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, langsam – doch durchaus schneller als zuvor.

Klemens rührte sich keinen Zentimeter, als Gustav an ihm vorübergehend und vor ihm rechts auf das Feld abbog. Jens glaubte zu erkennen, wie der Lulatsch zitterte. Nur der Pfarrer, der Klemens kannte, nickte dem Totengräber in einer Weise zu, die Jens nicht zu deuten vermochte. Den Sargträgern war nicht wohl in ihrer Haut, obwohl Klemens den Kopf senkte, als der Wagen mit der langen Kiste an ihm vorüber zog. Die Mutter vermied es ihn anzusehen, die jüngere Frau konnte sich nur mit Mühe zusammenreißen, um nicht ... Tja, was? Der Tote war fünf- undvierzig Jahre alt geworden. Klemens war auch in dem Alter. Beide kamen hier aus der Nachbarschaft. ... Jens war sich nicht sicher, ob er genau Bescheid wissen wollte.

Die Trauergemeinde ging an dem Totengräber vorbei. Niemand sagte etwas. Am Grab erledigten die Träger ihre Arbeit und entfernten sich mit dem leeren Wagen. Gustav folgte ihnen. Im Vorübergehen warf er Klemens einen giftigen Blick zu. „Leck mich“, murmelte der nur und kehrte zu seinem Bagger zurück.

Jens schwieg, als Klemens neben ihm stehen blieb, die Hände hinter dem Latz seiner Arbeitshose faltete und das Ende der Beerdigung abwartete. Die Trauergäste schaufelten Erde oder warfen ihre Abschiedsgrüße auf den Sarg und verzogen sich Richtung Friedhofsausgang. Als die Frau und die Mutter zurück gingen, löste sich die Jüngere von der Älteren, welche sie nur sichtbar unwillig gehen ließ. Sie kam zu den beiden Totengräbern herüber. Jens zog sich diskret ein paar Meter zurück, doch nicht so weit, dass er nichts mehr hören konnte.

Die Frau war auch etwa in Klemens Alter. Die Hände vor der Brust verschränkt blieb sie dicht vor ihm stehen, schaute ihn lange an, er hielt dem Blick Stand. „War das wirklich nötig?“, fragte sie unerwartet sanft.

Klemens zuckte mit den Schultern und schniefte leise. „Seine Elfmeter waren echt fies.“ Seine Stimme vibrierte.

Die Frau lächelte. „Immer noch die nachtragende, zankende Rotznase von früher, hm?“ Sie berührte seinen Arm. „Meld’ dich mal, alter Knurrkopp.“ Dann ging sie.

Klemens zündete sich eine Zigarette an und wandte sich um. Er rieb sich die Augenwinkel. „Scheiß Rauch“, murmelte er, als er in den Bagger stieg.

Er lenkte das Fahrzeug an das Loch und senkte die Stützen ab. Jens räumte den Zierrat und die Laufrahmen weg.

Ein schwarz-gelber Vogel landete unbemerkt in der Deckung eines benachbarten Grabsteins; wohlweislich in Menschnähe und unentdeckt von dem Elsternschwarm, der sich auf Feld 26 niedergelassen hatte.

Klemens stellte sich ans Loch, schaute hinab. Jens traute sich: „Kannst du ihn gut?“

Sein Kollege zog die Nase hoch. „Waren zusammen oft auf’m Platz“, knurrte er. „Er war Stürmer, ich stand oft im Tor. Haben zusammen gesoffen und uns geprügelt und uns die Mädels abgetreten. Nur bei seiner Schwester, da war er ’ne Mimose. Wie das so ist.“ Er atmete tief durch. „Weißte, irgendwann muss man seinen schlimmsten Freunden verzeihen. Spätestens, wenn se gestorben sind. Ich hoff’, er hat da oben ’nen Bolzplatz, der nicht matschig ist.“ Er drückte seinem Kollegen den Eisenpinn in die Hand, mit dem man die Verschalung löste, die die Grabwände hielt. „Machst du das heute? Bitte.“

Wortlos stieg Jens hinunter auf den Sarg. Er bewegte sich behutsamer als sonst auf dem Holzdeckel, eine Elle über dem ihm fremden Toten. Als er wieder heraus war, nahm Klemens seinen Schal ab und warf ihn in das Loch.

„War er auch ein Fan?“, fragte Jens.

„Ja-a, war er“, nickte Klemens. „Nur nicht von Schwarz-Gelb. Das war sein Fehler.“

Der Jüngere gaffte den Älteren an, der sich in die Baggerkabine schwang. „Einen Elfmeter.“ Er lächelte Jens an. „Den pöl’ ich ihm jetzt rein.“

Irgendwo in der Nähe plötzlich ein leises, aber deutliches Krächzen. „Schalke!“

Die Männer starrten hinüber zu dem Elsternschwarm. „Das ist jetzt ... ein bisschen unheimlich, ... oder?“, brachte Jens mühsam hervor.

Klemens grinste. „Dieser alte Fuchs.“ Er ließ den Motor starten. Das Dröhnen scheuchte den Schwarm auf.



Schwarz-Gelb der Tag, die Stadt, das Fieber

Hrsg. Heike Wulf & Markus Veith

ISBN 978-3-942672-05-4

290 Seiten

11,90 €

Wenn Sie die Autoren sehen und hören möchten, klicken Sie auf die Schaltflächen. Viel Vergnügen.

**Achim
Albrecht**

**Eva
Encke**

**Silvana
Richter**

**Winfried
Thamm**

**Markus
Veith**

Seit 2010 machen wir gute und schöne Bücher, jenseits des Mainstreams, mit Autoren aus der Region (andere dürfen aber auch). Dabei sind wir auf kein Genre festgelegt, wir veröffentlichen nur das, was uns gefällt. Neben ungewöhnlichen Romanen und aufreibenden Thrillern finden sich in unserem Programm auch mörderische Kurzgeschichten, heitere Stadt- und Fußballerzählungen, lyrische Wortakrobatik und moderne Kunst in Kombination mit Gedichten. So vielfältig unsere Bücher auch sind, haben sie alle etwas gemeinsam: Sie wurden mit Herzblut gemacht.

OCM Der Verlag
Sölder Straße 152 | 44289 Dortmund

OCM
DER VERLAG

Lesungstermine, Leseproben und
Podcasts finden Sie auf unserer Homepage

www.ocm-verlag.de



Werde Fan vom OCM Verlag auf facebook,
www.facebook.com/ocm.verlag